

Thomas Holtbernd:

Von der Unwirtlichkeit unserer Städte zu einer Ästhetik des Bauens

Skript des Eingangs-Impulses beim Online-Café philosophique der VHS Essen am 07.02.2021

Ausgehend von den grundlegenden Texten zur städtischen Architektur von Alexander Mitscherlich (1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden; 1972: Thesen zur Stadt der Zukunft) werden Überlegungen angestellt, wie das, was Mitscherlich Lieblosigkeit nennt, in unseren Städten als Atmosphäre spürbar ist und auf das Verhalten der Bewohner*innen und Durchreisenden Einfluss nimmt. Lässt sich beschreiben und an bestimmten Merkmalen festmachen, was zu einer als lieblos empfundenen Atmosphäre beiträgt, kann positiv bestimmt werden, wie durch Gebäude, Plätze, Straßen und Wege ein Umfeld geschaffen werden kann, in dem sich Menschen wohlfühlen und Urbanität als eine Kultur städtischen Lebens möglich wird.

Sowohl Psycholog*innen als auch Philosophen*innen haben in den letzten Jahren wichtige Beiträge für das Verständnis von Räumen, Stimmungen und Atmosphären erarbeitet. Vor allem Phänomenolog*innen wie Gernot Böhme oder Jürgen Hasse beschäftigen sich mit dem Raum und seiner Wirkung. Der Kunsthistoriker Hanno Rauterberg versucht Ästhetik neu zu bestimmen und fordert eine Ethik der Ästhetik. Man könnte sagen, es ist nicht alles erlaubt, was technisch oder ökonomisch möglich ist. Architektur und Städteplanung müssen im größeren Rahmen einer Lebenskunst verstanden werden. Und hier ist es die Aufgabe der Philosophie, die richtigen Fragen zu stellen und gewohnte Ansichten kritisch zu hinterfragen. Eine Ästhetik des Bauens kann ohne eine ethische Anfrage an seine Auswirkungen auf den Menschen nicht als schön oder gelungen gedacht werden. Und doch wird allein Architektur die urbane Atmosphäre nicht verändern. Es bedarf des Bewusstseins der wahren Hemmnisse in der Bevölkerung, wie es Mitscherlich beschreibt, damit städtische Räume so gestaltet werden, dass sie auch als Angebote für ein gutes Leben genutzt werden.

Alexander Mitscherlich und die „Unwirtlichkeit unserer Städte“

Städte sind das Produkt unserer Fantasie oder Fantasielosigkeit. Ideen und deren Umsetzungen prägen in zweierlei Weise unsere Städte und damit auch uns als Bewohner*innen: „Menschen schaffen sich in den Städten Lebensraum, aber auch ein Ausdrucksfeld mit Tausenden von Facetten, doch rückläufig schafft diese Stadtgestalt am sozialen Charakter der Bewohner mit.“ (Mitscherlich 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S. 9) Alexander Mitscherlich, der diesen Satz 1965 schrieb, beobachtete eine immer größere Unwirtlichkeit unserer Städte, weil durch die Ökonomisierung und die für die Industrie notwendigen Gebäude eine neue Form der Stadt entstanden war. Die ökonomischen Strukturen und Eigentumsverhältnisse verändern den Sozialcharakter einer Stadt. Insbesondere muss für einige deutsche Städte mitbedacht werden, dass durch die Zerstörung ganzer Stadtteile im Zweiten Weltkrieg historisch gewordene Strukturen abgebrochen worden waren. Aus diesem Konglomerat von Geschichte,

Ökonomisierung, Eigentumsverhältnissen und individuellen Wünschen nach Sicherheit und Wohlbehagen hat sich die Gestalt der Städte in der Nachkriegszeit entwickelt. Die Identität des Einzelnen steht in einem Wechselverhältnis mit dem, was die Eigenart einer Stadt ausmacht und in den Gebäuden, Parks, Straßen und Plätzen konkret erlebbar ist. „Denn ein Teil der eigenen Identität ist immer Stoff, der aus der Gruppe stammt, diese Verzahnung von Individuum und Gruppe wird im Stil bewußt.“ (Mitscherlich 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S. 13) Die Stadt ist damit ein Abbild des sozialen Gefüges und wirkt mit ihrem Stil auf die Bewohner*innen zurück. Durch einen erkennbaren Stil entsteht Vertrautheit mit der eigenen Stadt und damit auch eine Stärkung der Identität als Bürger*in.

Die Stadt als solche stellt in der Weise ihrer Bauten und Gestaltung archaische Muster von Geborgenheit und Entwicklungsreizen zur Verfügung. Mitscherlich konstatiert daher, dass die Stadt so alt ist, „daß man den Städtebau als etwas dem tierischen Instinktverhalten Ähnliches ansehen darf.“ (Mitscherlich 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S. 14) Zu einem solchen Instinktverhalten gehört die Suche nach dem Sicherem, das sich als wiedererkennbares Zuhause zeigt oder als Ruhepunkte, die eine Selbstvergewisserung darstellen. Eine solche Stadt ist dann ein „natürlich“ gewachsenes Gebilde: „Die gestaltete Stadt kann >>Heimat<< werden, die bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierungen der Identität eines Ortes.“ (Mitscherlich 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S. 15) Dieser Anspruch verlangt große Anpassungsleistungen, die in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg oft nicht gelungen sind. „Die Monotonie der Fensterreihung der meisten Hochhäuser und der starren Addition von Siedlungshäusern sind ein abstoßender Beweis für die schwache Fähigkeit, gestalterisch mit den biologischen Prozessen (der Vermehrung) und den technologisch ausgelösten (der Ballung) Schritt zu halten.“ (ebd.)

Der Hinweis auf die archaischen Ursprünge der Stadt und damit auf unbewusste Dynamiken einer Städteplanung und Architektur, macht einen psychoanalytischen Blick auf die tieferen Gründe der Stadtentwicklung hilfreich: „Eine freiheitliche Städteplanung ist so lange unmöglich, als es kein Bewußtsein ihrer wahren Hemmnisse in der Bevölkerung gibt.“ (Mitscherlich 1965: Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S. 21) Mit anderen Worten bedeutet dies, eine gelungene Stadtplanung fängt nicht bei der Ausschreibung an, sondern bei der Analyse dessen, was den Gebrauch behindern kann. „Wer nichts von der tiefen Ambivalenz des Menschen weiß, wird seine von gegensätzlichen Gefühlen bestimmte Beziehung zur Stadt nur schwer begreifen.“ (Mitscherlich 1971: Thesen zur Stadt der Zukunft, S. VII) Kennzeichen moderner Städte ist nach Mitscherlich ihre Unwirtlichkeit, die bei den Bewohner*innen eine zerstörerische Reaktion auslösen kann. Der Mensch sucht nach einer sicheren Bindung zu seiner Umwelt und seinen Nachbarn, stößt jedoch auf eine große Lieblosigkeit: „Lieblosigkeit ist das Ergebnis der Verdinglichung menschlicher Beziehungen, und sie macht es unmöglich, daß aus Ballungszentren jene Idealbilder werden, nach denen es den Menschen verlangt.“ (Mitscherlich 1971: Thesen zur Stadt der Zukunft, S. VIII) Verwunderlich ist es daher nach Mitscherlich nicht, wenn gerade Jugendliche sich von ihrer Stadt nicht angenommen fühlen und dies auch mit einem destruktiven Verhalten zeigen.

Die Ansprüche an eine Stadtplanung sind sehr komplex und von Widersprüchen geprägt. Eine Stadt soll auf der einen Seite ihren Bewohner*innen Wohnraum als auch Freizeitraum gewähren sowie gleichzeitig einem Ideal von Geborgenheit und Nachbarschaft nahekommen. Gleichzeitig ist gerade die Anonymität ein Kennzeichen städtischer Kultur. Die Stadt ist ein Ort, an dem es den sozialen Druck nicht so gibt wie auf dem Land. Dies ist vor allem durch die urbane Distanz gegeben. Dennoch sucht der Mensch nach Sicherheit. Die findet er in einer Architektur, die etwas Eigenes hat und die, weil sie „anders“ ist, wiedererkannt werden kann. „Ohne orientierende Fixpunkte, ohne Merkmale des Bekannten, ohne das Erlebnis, in einem gestalteten Raum sich zu bewegen, wird der Mensch in seinen affektiven Beziehungen autistisch nur auf sich selbst bezogen, erreicht er nur noch niedere Stufen der Sozialisierung, wenn er nicht unmittelbar asozial sich verhält.“ (Mitscherlich 1971: Thesen zur Stadt der Zukunft, S. 46)

Gehe ich durch eine mir unbekannte Stadt, komme ich bei meinem Flanieren immer wieder an gewisse Plätze zurück, die einen hohen gemeinschaftlichen Charakter haben. Hier finden sich die Tourist*innen, hier trifft man sich nach oder vor dem Einkaufen. Diese Plätze sind geschützte Orte, sie geben dem Abstoßen in das Dickicht der Stadt den nötigen Grund. Man gelangt zu einem solch vertrauten Ort, atmet einmal durch und hat dann die Kraft, sich in das Getümmel einer Stadt zu begeben. Diese Plätze müssen jedoch Verbindungspunkte sein. Die Plätze in der Essener Innenstadt zum Beispiel, die als solche durchaus eine Attraktivität haben, liegen nicht auf dem Weg, ich muss sie bewusst ansteuern. Die Universität Essen hat keine Verbindungswege in die Innenstadt, die zum Flanieren einladen würden. Es ist immer notwendig, die vierspurige Hauptstraße zu überqueren. Die Plätze liegen abseits und finden kaum Beachtung. Den Grund für solche Phänomene sieht Mitscherlich unter anderem in einer Reißbrett-Mentalität. „Um lernen zu können, muß der Mensch durch seine Umwelt dazu veranlaßt werden. Indem sie sich für ihn interessiert, weckt sie seine Neugier. Je mehr Belohnungen sie für sein Interesse bereithält, desto länger bleibt er wach.“ (ebd.) Eine Stadt, die sich organisch entwickelt, die politische Mitbeteiligung möglich macht, wird als Gemeinschaftswerk erfahren und von ihren Bewohnern angenommen. Plätze sind dann nicht nur gestaltete Räume, sondern Teil des Sozialgefüges einer Stadt.

Der Raum und das Absolute

Es ist ein verführerischer Gedanke, dass es einen Raum gibt, der aus sich heraus eine solche Wirkung hätte, dass alle, die diesen Raum betreten, von einer heiligen Ehrfurcht ergriffen sind. Sicherlich sind manche Räume von einer besonderen Dichte, scheinen ein „heiliger Ort“ zu sein. Über Jahrhunderte und Kulturen hinweg scheinen manche Plätze, Orte und Bauwerke von einer besonderen Anziehungskraft zu sein. Doch ist es letztlich nicht möglich, die Aspekte oder Merkmale solcher Örtlichkeiten genauer zu beschreiben. Die Umwidmung von Kirchen oder auch die aktuelle Rückumwandlung der Hagia Sophia in Istanbul in eine Moschee verweisen auf einen Umstand, der die Atmosphäre eines Raums maßgeblich mitbestimmt: Ein Raum wird durch seine Benennung und Widmung mit Macht aufgeladen. Diese Macht ergibt sich aus der Tradition, den assoziierten Bildern, der in diesem Raum fokussierten kulturellen Aufladung und

der von der Gemeinschaft, die diesen Raum als den ihren definiert, initiierten und geprägten Dynamiken.

Dass ein von vielen definierter und empfundener heiliger Ort mehr eine Zuschreibung als eine real vorhandene Erfahrungsgewissheit ist, zeigt sich, wenn man zum Beispiel den Kölner Dom betritt. Eine Ehrfurcht aus religiösen Gründen lässt sich bei vielen Besuchern*innen nicht feststellen, dieser Raum wird besucht, weil er eine Touristenattraktion ist, weil ein berühmter Künstler dort ein Fenster gestaltet hat oder weil man eine Pause machen will, bevor man zum Bahnhof eilt. Manche stört diese „Respektlosigkeit“, sie fühlen sich in ihrer Einkehr gestört oder meinen sogar, dass dieser „heilige Ort“ entweiht wird. Umgekehrt wird bei der Profanierung und Umwidmung von Kirchengebäuden deutlich, wie eng Menschen mit einem solchen Gebäude verbunden sind und ihren „Glauben“ verlieren, weil dieses Gebäude abgerissen oder zu einem zweckentfremdeten Gebäude umgebaut wurde. Im Ruhrgebiet verlieren viele Menschen, die mit Kohle und Stahl aufgewachsen sind, ihre Orientierung, weil die Industrieanlagen immer weniger das Stadtbild bestimmen. Der Raum oder ein Raum scheint auf der einen Seite eine relativ eindeutige Atmosphäre zu erzeugen und auf der anderen Seite wird diese Atmosphäre von Erfahrungen und Zuschreibungen bestimmt, ist also nicht aus sich heraus eindeutig.

Raumatmosphären

Versuche, einen Raum und seine Atmosphäre beschreiben zu wollen, tragen viele Aspekte zusammen, was Wirkungen auf die Menschen hat. Es wird jedoch immer ein Rest bleiben, der manchmal einfach nur in der Erkenntnis besteht, dass alle Aspekte zusammen diese spezielle Atmosphäre bewirken. Und auch wenn Fachleute zusammentragen, was durch Farben und Formen sowie deren Zusammenspiel bei Menschen bewirkt werden kann, bedeutet dies nicht, dass alle so empfinden werden. Allein die eigene Stimmung, mit der man einen Raum betritt, hat Auswirkungen auf die Wahrnehmung einer Atmosphäre. So wird ein dunkler Raum von Menschen, die eher traurig oder depressiv gestimmt sind, anders empfunden werden als von Menschen, die gerade fröhlich und unbeschwert sind. Auch wird die Kunsterfahrung und das Wissen um gewisse Zusammenhänge die Erfahrung beeinflussen. Manchmal erlebt man Menschen in Kirchen, Museen oder Gebäuden, die völlig entzückt scheinen von dem was sie dort sehen. Diese Begeisterung wirkt manchmal unverständlich. Wenn man nach Jahren diese Sehenswürdigkeit erneut besucht oder einfach nur etwas dazu gelesen hat, fällt es wie Schuppen von den Augen und man verfällt selber in diese Entzückung. Mit diesem Wissen ist man in der Lage, diesem Raum etwas zuzuschreiben, was dann wiederum zurückwirkt und hieraus ergibt sich eine Atmosphäre. Die Elemente, die eine Raumerfahrung bewirken, müssen erkannt werden, man muss von ihnen wissen und sich psychologisch auch darauf einlassen können. Der Raum gibt durch seine Struktur, die einzelnen Details etwas vor, sie müssen wahrgenommen, erkannt und eingeordnet werden können. Und umgekehrt muss der/die Betrachter*in dem Raum etwas zuschreiben können, was er als kulturelles Wissen und Rezeptionsfähigkeit erlernt hat. Zudem ist das Besondere der empfundenen Raumatmosphäre die Offenheit für etwas, was noch nicht erkannt oder erfahren wurde. Daher sind „eindeutige“ Räume kaum mit einer als positiv oder angenehm empfundenen Atmosphäre gefüllt. Es muss

etwas neu zu entdecken sein, eine Ungewissheit muss im Raum liegen. Rein funktional angelegte Räume wirken daher steril und lähmend, weil sie die Empfindungen nicht anregen und keine unterschiedlichen Deutungen zulassen.

Der Zugang

Nimmt man an, dass Raumatmosphären nicht allein durch den eigentlichen Raum bedingt, sondern zu einem nicht unbeträchtlichen Teil von denen bestimmt sind, die diesen Raum betreten, so muss nach den Prägungen einer Gesellschaft, Zeitepoche und Kultur gefragt werden. Kennzeichnend für das 21. Jahrhundert dürfte die Unmittelbarkeit sein, mit der Wirklichkeiten herangezogen werden können. Das Fernsehen hat es möglich gemacht, dass die Teilnahme an einem Ereignis nicht mehr durch die gleichzeitige Anwesenheit an einem Ort gebunden ist. Das Internet macht diese Teilnahme unabhängig von einer Sendezeit. Zu jeder Zeit und an jedem Ort können ein Ort, ein Konzert, ein Ereignis, Wissen und Informationen auf dem Smartphone angeschaut werden. Der Raum, in dem ich mich gerade befinde, verliert damit an Bedeutung. Bei Konzerten erlebt man manchmal Menschen, die anderen auf ihrem Smartphone vorspielen, was dieser Künstler bei einem anderen Konzert gespielt hat oder auf welchem Konzert man neulich war. Die Raumwahrnehmung verschwimmt, der virtuelle und der reale Ort werden miteinander in Beziehung gebracht und es ist nicht mehr zuortbar, was die empfundene Atmosphäre ausmacht. Dennoch oder vielleicht gerade deswegen gibt es eine Sehnsucht nach dem authentischen Erleben.

Das Einüben

Vielleicht gibt es Aspekte im Raum, die eine bestimmte Atmosphäre fast zwangsläufig zur Folge haben. Die Tiefe eines Raumes und seiner Atmosphäre erleben zu können, ist jedoch auch immer eine Einübung. Die Beschäftigung mit der Frage, was Schönheit ist, wie Farben und Formen auf den Menschen wirken, wie Größenverhältnisse auf die Wahrnehmung wirken, wie sich psychische Blockaden auf das Erleben auswirken, dass genaue Beobachtung auch Anstrengung ist, dass Kenntnisse aus der Kunstgeschichte, Architektur, Theologie und Philosophie erworben werden müssen, um eine Atmosphäre empfinden zu können, sind notwendige Voraussetzungen einer angemessenen Raumwahrnehmung. Eine solche Einübung ist gleichzeitig mit einer möglichen Konfrontation verbunden. Ein Mensch, der sich mit seiner ganzen Person auf einen Raum und seine Atmosphäre einlässt, hat manchmal den Eindruck, dass ihn diese Erfahrung verändert. Kirchenräume scheinen hierfür nicht mehr die Atmosphären zu bieten, mit denen der Mensch im 21. Jahrhundert etwas anfangen kann. Es sind andere Orte, die offensichtlich den Nerv besser treffen. Der Jakobsweg zum Beispiel ist zwar religiös begründet, doch wacht dort niemand darüber, ob auch alles „richtig“ gemacht wird. Der/Die Pilger*in definiert seine/ihre Motivation unabhängig und kann den Erfahrungen eigene und beliebige Deutungen geben. Bevormundung wird abgelehnt. Es könnte sein, dass genau dieses Anliegen zur Abkehr von gewohnten traditionellen Raumerfahrungen und dem Wunsch, „heilige“ Orte aufzusuchen, führt. Atmosphären, die zu sehr aufgezwungen wirken oder zu transparent sind, werden abgelehnt. Dabei kann ein scheinbar unwesentliches Detail für den

einen nebensächlich sein, für den anderen ist es jedoch der Stolperstein, der verhindert, dass er sich weiter einlässt.

Entspanntes Atmen und Architektur

Das heutige Bauen ist zumeist von ökonomischen Gesichtspunkten gelenkt. Der Kapitalismus hat den Profit zum Ziel. Es zählt die Kostenrechnung. Diese blockiert jedoch Fantasie und Kreativität. Mit dem eingesetzten Kapital soll möglichst viel Ertrag erwirtschaftet werden. Die Funktion Wohnen muss erfüllt werden, gewisse Freiräume dürfen für kleine Spielereien ausgenutzt werden. Es muss alles in gewissen Grenzen bleiben. Und wie diese Grenzen ein wenig ausgeschmückt werden, wird von vielen mit Kreativität verwechselt, obwohl nur Dekor ist. Mit Immobilien kann man viel Geld verdienen, jedoch nur wenn die Kreativität ohne eines ihrer wichtigsten Elemente Anwendung findet, nämlich: Verschwendung. Und es ist nicht das luxuriöse Extra gemeint, mit dem man zeigen kann, dass man es sich leisten kann. Es geht um das, was vielleicht einem Augenblicksimpuls entstammt und einfach nur ein Zuviel ist, ein funktional nicht zu rechtfertigendes Extra, das noch nicht einmal der Selbstdarstellung dient. Ein kreativer Architekt könnte eine solche Verschwendung nicht begründen, er muss sich verbiegen und eine kreative Idee als funktional wichtig oder als besonders modern verkaufen, was dann wiederum als Marketinggag den Verkaufs- und Vermietungspreis nach oben schrauben lässt.

Friedensreich Hundertwasser hat von der Diktatur der geraden Linie gesprochen und den Rationalismus in der Architektur angegriffen. Die gerade Linie ist gottlos und unmoralisch, so heißt es in seinem Manifest. Es gibt in der Natur keine gerade Linie, es gibt keine Gleichförmigkeit, die so exakt ist, wie große Mietskasernen geplant und gebaut werden. Jede Verschwendung wird wegekalkuliert, weil sie Mehrkosten verursacht. Kaufe ich als Bauunternehmer 1000 Fenster, die alle die gleichen Maße haben, kann ich beim Einkauf andere Preise erreichen als wenn ich kreativ eine Häuserreihe plane, die der Unterschiedlichkeit ihrer Bewohner entgegenkommen würde. Diesem kapitalistischen Prinzip ist jede/r Architekt*in unterworfen. Manchmal mag er/sie Glück haben und darf für einen verrückten Privatmann/-frau etwas Außergewöhnliches planen. Das dürften jedoch Ringeltauben sein, denn die meisten Bauherren/-frauen können sich oft nur das Normale leisten, weil der Erwerb des Grundstücks schon Unsummen verschluckt hat. Verschwendung, im Sinne einer kreativen Abweichung, wird die Bank, die das Geld als Hypothek zur Verfügung stellt, sofort reglementieren. Denn für die Bank ist der mögliche Wiederverkaufswert entscheidend und der orientiert sich ganz und gar nicht an solchen kreativen Auswüchsen. Die könnten sogar hinderlich sein, weil nur der Eigentümer*in diese Extras schön findet und ein/e potenzielle/r Käufer*in gerade deswegen vom Kauf Abstand nimmt. Die Banken bestimmen, wie gebaut werden darf oder ob es für den Kauf eines bestimmten Hauses ein Darlehen gibt. Das hat dazu geführt, dass meist Bauträger*innen ganze Siedlungen bauen, bei denen der/die Käufer*in bei der Auswahl der Fliesen im Bad vielleicht noch mitbestimmen darf, ansonsten ist alles vorgefertigt und die Bank macht keinen Ärger. Die Individualität der Häuser, wie sie in Villenvierteln in Potsdam oder anderswo bewundert werden kann, fällt der Rationalität und genehmigten Finanzierung zum Opfer. Die Hausbesitzer*innen, wenn sie nicht zu denen gehören, die sich um Geld keine Sorgen

machen müssen, geraten in Atemnot. Der Traum vom eigenen Haus führt dazu, dass sie Überstunden machen, um die Hypothek bedienen zu können, in der Peripherie ein Haus gekauft haben und nun ständig auf dem Weg von und zu ihrer Arbeitsstelle im Stau oder überfüllten Nahverkehrsmitteln in Stress geraten. Und dann kommen noch die Nebenkosten, an die man beim Kauf gar nicht gedacht hat und Reparaturen lassen sich auch nicht vermeiden. Wenn dann der/die Hausbesitzer*in auf das Heim schaut, muss er/sie feststellen, dass das Haus nichts Besonderes aufweist, dass es dieses Haus so oder ähnlich massenhaft gibt. Der Gang durch die Siedlung macht bei aufrechter Betrachtung dann auch noch deutlich, wie langweilig diese ganze Bebauung ist.

Das Mehr ist kapitalistisch, das Zuviel menschlich

Hausbauer*innen oder Hauskäufer*innen müssen für jedes Mehr an Wünschen oder Ideen, mit denen sie ihre Individualität ausdrücken könnten, ordentlich Geld investieren. Das bringt sie in Atemnot und sie verzichten auf ihre Ideen. So wie die Pläne für Einfamilien- oder Mehrfamilienhäuser aus einer Schublade zu stammen scheinen, ist es mit größeren Bauten ebenso. Hier sind es oft auch Beamte in den Bauämtern, die eine Diktatur der Bauvorschriften ausüben. Bauvorhaben werden verzögert, weil irgendeine Bestimmung nicht erfüllt ist, der Denkmalschutz beachtet werden muss, die Kosten für öffentliche Projekte verschleiert werden müssen, da sonst die Bevölkerung auf die Barrikaden geht und damit die Kosten wiederum steigen. Jedes Zuviel muss ausgeschlossen werden, Mehrkosten müssen nachvollziehbar erklärt werden: es sind die gestiegenen Preise für Eisen auf dem Weltmarkt oder Kosten, die man vorher gar nicht hat bedenken können. Eine solche Architektur und Städteplanung zeugt immer von der Kurzatmigkeit der Geldgeber, der Not der Politik, wenn sie den Wähler*innen erklären muss, warum es mit der Erstellung länger dauert und die Kosten nicht nur geringfügig von der ursprünglich veranschlagten Summe abweichen. Der/Die Bürger*in geht durch die Stadt, und die Häuser als auch Bauwerke erzählen diese Geschichte des Mehr. Wohltuende Architektur strahlt eine gewisse Verschwendungslust aus. Man mag gewisse Auswüchse kritisieren, doch sind sie auch Wehrburgen gegen den kapitalistischen Funktionalisierungsmechanismus und machen diese Auswüchse dadurch wett.

Vom Leben in Blasen zur funktionalen Architektur

Moderne Architektur und Städteplanung sind nicht an Räumen des Verweilens orientiert, sie sind vielmehr von der Vorrangstellung der Bewegungsmöglichkeiten geprägt. Die Menschen leben in einer Blase, der Kontakt zu anderen Menschen findet viele Stunden am Tag nicht real und unmittelbar statt, sondern über die technischen Medien. Das Äußere wird wahrgenommen als Bereitstellung einer Infrastruktur, die die Kommunikation in dieser Blase gewährleistet. Die Qualität der Umgebung als ästhetisch hochwertig tritt hinter die Funktionalisierung für ein Fortkommen im Automobil oder den überall möglichen und störungsfreien Empfang für das Smartphone zurück.

An öffentlichen Orten fällt mehr und mehr auf, dass die Menschen oft auf ihr Smartphone schauen und äußere Reize häufig nicht mehr wahrnehmen. Wie in einer Blase sind die

Menschen abgeschlossen von ihrem unmittelbaren Umfeld und auf sich bezogen. Gleichzeitig müssen sie diese Blase gar nicht als solche empfinden, weil sie mit dem Smartphone ja gerade mit einem anderen Blasenbewohner*innen verbunden sind. Das Phänomen dieses Ein- oder Abgeschlossenenseins in seiner eigenen Welt ist keineswegs neu. Die Generationen nach dem Zweiten Weltkrieg haben diese Blaskultur zu einer bestimmenden Kultur entwickelt. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg wurden mit dem Volkswagen die Menschen in diesen Ort versetzt, der einem Uterus gleicht. Nach dem Krieg wurde das Auto zu einem Statussymbol und zu einer Selbstverständlichkeit. Wirtschaft, Städtebau und Politik unterstellten sich der Macht der Automobilität. Straßen, die Schneisen in Städte und Landschaften schlugen, wurden bedenkenlos geplant und gebaut. Während die Nachkriegsgeneration mit dem VW-Käfer voller Stolz über die Alpen nach Italien fuhr, sind es heute leistungsstarke PKWs, die das Gefühl der unbegrenzten Beweglichkeit symbolisieren. Gemeinsam ist den verschiedenen Auto-Erfahrungen, dass es sich um die Bewegung in einer Blase namens Auto handelt. Innerhalb dieser Blase findet in den meisten Fällen ein nicht-soziales Leben statt, weil sich nur in Ausnahmen weitere Insassen in dieser Blase befinden, die meisten Fahrten mit dem Auto werden alleine gemacht. Der Kontakt zu den anderen Verkehrsteilnehmer*innen ist mittelbar und über Verkehrsregeln geordnet. Gefahren für sich und andere werden in dieser Blase, in der sich der Einzelne sicher fühlt, oft unterschätzt.

In dieser Blase fühlen sich die Menschen der westlichen Hemisphäre wohl und geschützt. Sie lösten damit eine Blasenpandemie aus, denn die Möglichkeit des Autofahrens wurde fast zu einem Menschenrecht, das Auto ist weltweit zum Symbol für Wohlstand, Freiheit und Mobilität geworden. Diese Blasenerfahrung wiederum hatte Auswirkungen auf die Architektur, denn sie wurde zumindest zum Teil dafür gebraucht, um für die einzelnen Blasen ein entsprechendes Umfeld zu schaffen. Die Funktion der Bebauung besteht darin, dass für die Blasen ein sicherer Platz wie Garage, Parkplatz etc. geschaffen und die Bewegungen als Blase möglich gemacht wurden. Dass auch noch gewohnt werden muss, wurde fast zweitrangig. Die Zeit, die Menschen in diesen Blasen wie Auto oder Nutzen des Smartphones verbringen, macht einen ziemlich großen Teil des Tages aus.

Diese Gewohnheit, in einer Blase zu verbleiben, prägt das alltägliche Leben und formt die Wünsche an eine Stadtarchitektur und für Gebäude. Der Wunsch nach Bewegung, nach Empfang ohne Funkloch, nach einer Steckdose, falls der Akku leer ist, wird mit Freiheit verbunden. Viele fühlen sich in ihren Menschenrechten verletzt, wenn sie nicht überall in gleicher Weise Empfang haben und damit in ihrer Blase verbleiben dürfen. Die Autoindustrie verabschiedet sich nicht vom Individualverkehr, stattdessen verstärkt sie die Schalen der Blasen und rüstet sie mit vielen technischen Details aus, damit der Verkehr untereinander reibungsloser ablaufen kann und die Notwendigkeit, sich von Person zu Person zu verständigen, immer mehr zurücktritt und die Steuerung durch einen handelnden Fahrer überflüssig wird. Die Technik und Infrastruktur dienen der Sicherheit, der Fehlerhaftigkeit des Menschen wird ein System von Sicherheitsmechanismen entgegengesetzt. Und solche Strukturen, die dem einzelnen Menschen die Verantwortung und Aufgabe der Aufmerksamkeit und Konzentration

abnehmen, finden sich immer mehr im öffentlichen Raum. Das Internet der Dinge nimmt dem Menschen sogar alltägliche Aufgaben ab. Die Architektur wird um diese Infrastruktur herumgebaut und verliert die Bedeutung für das Schöne.

Gleichzeitig bedeutet dies eine Quadratur des Kreises, denn „Wir sind in einem Außen, das Innenwelten trägt.“ (Sloterdijk 1998: Sphären I. Blasen, S. 28) wie Peter Sloterdijk schreibt. Auf der einen Seite müssen all die Maßnahmen bedacht werden, die die Bewohner*innen in ihrer Blase beschützen, auf der anderen Seite muss der Wohlfühlcharakter von Architektur deutlich sichtbar erscheinen. Die Blasenaktivitäten vergrößern den Wunsch danach, sich in dieser Blase auch gemütlich einrichten zu können, die Illusion von Gemütlichkeit entstehen zu lassen. Die Architektur stellt weniger die Grundlagen für eine Atmosphäre dar, die den Wohlfühlcharakter aufgrund der gemeinschaftlichen Dynamiken möglich macht. Deshalb wirken manche Plätze steril und kalt, sie wecken kaum das Bedürfnis, sich dort aufzuhalten. Da der Blasenmensch verlernt hat, außerhalb der Blase zu denken, werden die Ansprüche höher, wobei aufgrund der Tatsache, dass Wohlfühlen gar nicht mit Kriterien benannt werden kann, Modetrends wichtig werden, die, weil sie gerade in sind, scheinbar Gewähr dafür bieten, dass man bestimmte Stimmungen erleben könnte. Es handelt sich immer um einen Massenartikel oder eine effizient organisierte Dienstleistung. Und wiederum ist auch dies keine neue Erkenntnis. Bereits Gilbert K. Chesterton, der Autor der Pater Brown Geschichten, schrieb 1927: „Es liegt klar auf der Hand, dass die ganze Angelegenheit eine Maschine zur Fertigung von zehntklassigen Dingen ist und dazu dient, die Menschen über die Möglichkeit zu erstklassigen Dingen in Unkenntnis zu lassen.“ (Chesterton 2020: Umriss der Vernunft, S. 210) Man könnte behaupten, die Menschen in kapitalistisch geprägten Ländern sind systematisch dazu erzogen worden, ihre Wahrnehmung und Aufmerksamkeit abzutöten, um eine Ware oder Dienstleistung haben zu wollen, die rein ökonomisch intendiert ist. Das Haben wurde trainiert und das Sein zur Ware gemacht, sodass es auch zu haben ist.

Habituelle Gewohnheiten

Das Leben in diesen Blasen und der Gebrauch industriell gefertigter Waren und genormter Dienstleistungen hat über Jahrzehnte zu einem häufigen Unwissen darüber geführt, was Qualität ist. Ansonsten würden die Menschen nicht auf die Ankündigungen der Discounter warten, um dann frühmorgens in die Läden zu stürzen und etwas zu kaufen, was viele andere Kund*innen auch kaufen oder zu den Fastfoodketten zu gehen und dort etwas essen zu wollen, was industriell gefertigt wird. Die Discounter und Fastfoodketten wiederum sind aufgrund dieser Dynamik in Räumlichkeiten, die überall gleich und lediglich funktional sind. Chesterton, der Discounter und Fastfoodketten noch nicht kannte, äußerte sich zu Großgeschäften jedoch schon ähnlich: „Das große Geschäft ist meines Erachtens ein schlechtes Geschäft, nicht nur moralisch, sondern auch in einem kaufmännischen Sinne, und dort einzukaufen ist nicht nur eine schlechte Haltung, sondern zugleich ein schlechtes Geschäft.“ (Chesterton 2020: Umriss der Vernunft, S. 64) Für Chesterton ist es selbstverständlich, dass der/die Besitzer*in eines kleinen Ladens sich um die Zufriedenheit des Kunden bemüht: „Die Arbeit ist vielmehr dann ordentlich, wenn sie von einem bestimmten Handwerker für einen bestimmten Kunden [...] ausgeführt wird.“ (ebd.)

Großgeschäfte, Discounter und Ketten müssen die Zufriedenheit der Kunden durch ein Qualitätsmanagement absichern, denn „Es gibt sehr viel mehr Fehler in einem großen Geschäft, als sie jemals einem kleinen unterlaufen, wo der individuelle Kunde den individuellen Ladenbesitzer dafür verantwortlich machen kann.“ (Chesterton 2020) Diese Art des Einkaufens wie auch des Amüsemments sind in den kapitalistisch geprägten Gesellschaften zum Habitus geworden. Gebäude, Dienstleistungen und der Umgang untereinander werden aus dieser Perspektive betrachtet. Das Individuelle wird als Trend oder Werbegag initiiert, es erscheint jedoch kaum noch als real wahrnehmbare Erfahrung. Die Fähigkeit, Qualität oder Kreativität zu erkennen, ist in einer kapitalistisch geprägten Gesellschaft kontraproduktiv. Es würde zum Beispiel die Lebensmittelindustrie in riesige Probleme bringen, wenn die Menschen die Qualität schmecken könnten. Und ebenso würden Menschen Stadtteile oder Häuser meiden, wenn sie die Gestaltung von ihrer Qualität her spüren und wahrnehmen könnten. Auch scheinbar exklusive Häuser würden gemieden werden, wenn sie als Massenware erkannt würden.

Blasenarchitektur

Die Annahme, dass diese Blasenerfahrung zu einem Habitus geworden ist, führt zu dem Schluss, dass das Außen nicht als ein Gegenüber verstanden wird, sondern lediglich als Infrastruktur. Der Anspruch an ästhetische Herausforderungen steht nicht im Mittelpunkt. Die Menschen verlernen es, die Atmosphäre einer Umgebung wahrzunehmen. Wie die Farbe einer Häuserwand auf die eigene Befindlichkeit wirkt, wird kaum wahrgenommen, weil zunächst die Frage positiv beantwortet werden muss, ob dort der Empfang ausreichend ist und man mit dem Auto gut dorthin fahren und möglichst nah daran parken kann. Funktionale Architektur ist jedoch langweilig, wenig belebend und regt den Geist kaum an. Somit werden die Menschen auch wenig herausgefordert, entwickeln kaum Ansprüche an eine qualitätsvolle Architektur sowie Städteplanung und empfinden irgendwie so etwas wie Ödnis, können jedoch nicht benennen, was sie genau meinen und woran sie das festmachen. Um z. B. die Architektur des Hauptstadtbahnhofs in Berlin zu erfassen, muss man sich dort aufhalten und die Atmosphäre auf sich wirken lassen. Wohl relativ schnell wird dann deutlich, dass die Bahnhofsarchitektur eine Art Betrug ist. Die Durchsichtigkeit durch die Glaskonstruktion lässt das Ankommen und Wegfahren als eine transparente Funktion erscheinen. Gleichzeitig verdeckt die Architektur durch die Etagen das Ein- und Ausfahren der Züge im Gegensatz zu einem Kopfbahnhof wie bspw. in München. Die Transparenz soll die Funktion sichtbar machen, verdeckt jedoch die eigentliche Funktion, nämlich die Mobilität. Wer mobil ist und die Welt bereist, gilt als weltmännisch. Die Architektur dient diesem Funktionalismus und den kapitalistischen Mechanismen, die Menschen in ihren Blasen bewundern Architektur oft nur als ihre Beschreibung. Bei wikipedia wird dann oft nachgelesen, was es zu sehen gibt, das eigene Sehen wird als Störung wahrgenommen. Wie auch in der Kunst sind die Hinweise und theoretischen Erklärungen in den Vordergrund gerückt. Somit könnte auch auf das Objekt gänzlich verzichtet werden. Dass dies immer öfter auch so ist, erkennt man jedoch nur, wenn man aus seiner Blase heraustritt.

Beim Gang durch eine Siedlung oder ein Stadtviertel kann man sich fragen, welche Werte durch die Architektur ausgedrückt werden. Dicke Türen, Zäune, Sicherheitssysteme, Kameras etc. weisen darauf hin, dass da etwas gesichert werden soll, doch findet sich darin noch keine Aussage über den Inhalt, über den Wert. Jemand, der die Fahne von seinem Fußballverein ins Fenster hängt, zeigt klar an, was ihm wichtig ist. Bei manchen alten Häusern gibt es eine kleine Nische, in der eine Heiligenfigur, Maria o. ä. eingebaut ist, auf einem Holzbalken über der Eingangstür steht ein Spruch oder es steht eine Bank im Vorgarten, die auf den Wunsch nach Gemeinschaft verweist. Es gibt deutliche Hinweise auf die Wertevorstellungen der Bewohner*innen, wenn alles bunt, ein wenig ungepflegt und Fahrräder vor dem Haus stehen. Bei vielen neueren Häusern und Gebäuden lässt sich der Verweischarakter nicht erkennen oder ist gar nicht gewollt. Das Gebäude als solches ist nur noch selten ein Verweis auf etwas anderes. Es verlangt zudem, dass der/die Betrachter*in in der Lage ist, das Ganze zu sehen, was manchmal nur aus der Luft gelingt.

In der Architektur gab es ab den 1950er-Jahren den Brutalismus, der sich vom französischen *béton brut* ableitet. Durch den Werkstoff Beton war es möglich, unabhängig von bisherigen statischen Notwendigkeiten, Konstruktionen und Formen in den Vordergrund zu stellen. Entscheidend ist, dass der Werkstoff es möglich machte, Gebäude zu planen und zu bauen, die die Fantasie nicht mehr begrenzten. Der Werkstoff machte im Prinzip jede Konstruktion und Form möglich. Damit war die Planung keine Auseinandersetzung mehr mit den Begrenzungen durch den Werkstoff. Die Idee konnte Form annehmen, wie es sich der/die Konstrukteur*in ausdachte. Wenn man so will, war der Idealismus zum Materialismus geworden. Die Diskrepanz von Idee und Verwirklichung war aufgehoben. Die kapitalistische Wirtschaft hatte keine Begrenzung mehr, es war alles möglich. Dass die Wirtschaft durch das Problem der Umsetzung von einer Idee zur Realisierung begrenzt werden könnte, hatte sich aufgelöst. Damit war jedoch auch die Notwendigkeit einer Idee unbedeutend geworden. Wichtig wurde allein die Konstruktion. Von daher ist es auch nicht überraschend, dass das Architekturbüro Böhm die Zentralmoschee in Köln geplant hat. Das Unternehmen war bekannt geworden durch seine Betonbauten, wie etwa die Wallfahrtskirche in Velbert-Nevigés. Da die Konstruktion und die Formen im Vordergrund stehen, ist es eher unwahrscheinlich, dass die Architektur in sich eine Idee enthält. Die Kirche in Nevigés gibt genau eine solche Atmosphäre wieder. Es sind wunderbare Ideen dort verwirklicht, das Ganze kann jedoch schnell als konstruiert erspürt werden. Und genau deshalb sind diese Betonbauten so brutal, da jedwede Konstruktion möglich ist, muss sie auf nichts mehr verweisen.

Es ist ein „Exzess der Leere“, wie der 2020 erschienene Titel eines Buches von Slavoj Žižek lautet. Und genau hierin zeigt sich das Problem einer Ästhetik. Die Form resultiert aus dem Ringen um die Umsetzung einer Fantasie. Wenn allerdings alles möglich ist, fällt dieses Ringen weg. Robert Pfaller hat mit seinem 2020 erschienenen Buch „Die blitzenden Waffen: Über die Macht der Form“ deutlich hierauf verwiesen. Das Bemühen um eine gelungene Form, die eine Ambivalenz von Wahrheit und Wahrheitserzählung darstellt, kann nicht eindeutig oder transparent sein. Und gerade weil sie dieses Dazwischen ästhetisch spürbar macht, verweist die gelungene Form

auf eine Wahrheit, die nie direkt zugänglich ist, sondern immer zu einer durch Anstrengung in die Nähe bringende Ahnung wird. Wenn jedoch in einer kapitalistisch geprägten Gesellschaft alles erreichbar, alles zu einer Ware geworden ist, dann wird ein solches Aneignen der Wahrheit lediglich zu einem Kaufgeschäft. Sobald der Ware mehr als der Tauschwert zugeschrieben wird, zerplatzt die Blase einer kindlichen Wünschewelt. Träume, gute Gefühle wie auch Respekt und Anerkennung sind dann keine „Geschenke“, sondern Ergebnisse von Anstrengung. Architektur, Kleidung, Kunst und Kultur wollen erschlossen werden, sie dienen nicht der reinen Unterhaltung. Daher können sie einerseits das Risiko von Selbsterkenntnis enthalten und andererseits muss den Dingen ein Anspruch zugesprochen und erwiesen werden. Die Form und Ästhetik eines Hauses provoziert den Respekt vor dem Eigentum und den Bewohnern*innen. Wenn Schmierereien auf den Hauswänden fast schon zur Normalität geworden sind, so kann dies als Vandalismus bezeichnet werden, es kann jedoch auch gefragt werden, ob die Architektur zu wenig Wert auf eine Form gelegt hat, die die Spannung zum Inhalt und damit eine heilsame Distanz zum Objekt erzeugt hat, was dann wiederum eine Hemmung bewirken würde, etwas zu zerstören oder zu verschandeln.

Die Architektur kann daher nicht nur als Baukunst verstanden werden, sie hat einen Einfluss auf den Umgang der Menschen mit den Dingen. Die Form muss als Ringen um den erwachsenen Umgang mit Anspruch und Wirklichkeit, Inhalt und Ausdruck, Werten und Achtung davor etabliert sein, um eine Gesellschaft als lebenswert zu zeigen und nicht als deren Realisierung. So kann eine Bauruine oder ein verfallenes Gebäude lehrreicher und für eine Gesellschaft nützlicher sein als ein perfektes und „schönes“ Gebäude.

Eine Ethik des Bauens und des Wohnens

Richard Sennett entwickelt in seinem 2018 erschienenen Buch „Die offene Stadt“ eine Ethik des Bauens und Wohnens. Er bezieht sich zwar nicht ausdrücklich auf Mitscherlich, es ist jedoch auffällig, dass sich viele Gedanken bereits bei Mitscherlich finden. Für Sennett gibt es zwei wesentliche Aspekte einer Ethik der Stadtplanung: Erstens müssen sich Städte auf den Klimawandel einstellen und deshalb so planen, dass die äußeren Einflüsse minimiert und für alle Menschen der Zugang zu Wasser, Ernährung usw. gesichert ist. Zweitens muss die Stadt durch Stabilität gekennzeichnet sein. Die Strategien hierfür sind Schadensminderung und Anpassung. Ein Prinzip solcher Dynamiken bedeutet: „Wie im Handwerk ist eine gut gebaute Umwelt eine, die sich reparieren lässt.“ (Sennett 2018: Die offene Stadt, S. 353) Dies bedeutet auch, dass Städte nicht am Reißbrett geplant werden können, sondern aus einem dynamischen Prozess heraus entstehen müssen.

Ein ganz wesentlicher Aspekt moderner Architektur und Städteplanung, der mittlerweile von vielen Verantwortlichen Berücksichtigung findet, ist von den moralischen Forderungen geprägt, nachhaltig und ressourcenschonend zu bauen. Dies bedeutet, dass Häuser gedämmt werden, um möglichst wenig Energie zu verbrauchen – diese Anforderungen kann man als ökologisches Bauen zusammenfassen. Nachhaltiges Bauen bedeutet jedoch vor allem, dass in längeren Zeiträumen gedacht werden muss. Wenn Hochhäuser so gebaut werden, dass sie nach 35 bis 40

Jahren baufällig werden, dann kann dies kaum nachhaltig genannt werden. Mit diesem Hinweis auf das Verfallsdatum heutigen Bauens ist auch ein Bezug zur Geschichte hergestellt. Architektur und Städteplanung verweisen auf die Vergangenheit. Insofern sind Gebäude konkrete und zu Stein gewordene Geschichtsbücher. Alte Häuser abzureißen ist auch ein Bruch mit der Geschichte. Das bedeutet natürlich nicht, dass jedes alte Gebäude stehen bleiben sollte. Ethisch wichtig ist die Frage, womit das Alte ausgetauscht wird. Abgesehen von vielen anderen Fragen ist es ethisch notwendig, den Abriss christlicher Kirchen zu hinterfragen oder zumindest Bewusstheit dafür zu entwickeln, was das Verschwinden von Kirchen für das Stadtbild und ein Quartier bedeutet. Der Abriss kirchlicher Bauten ist eine Zäsur. Jürgen Habermas hat in seinem 2019 erschienenen Monumentalwerk „Auch eine Geschichte der Philosophie“ die lutherische Aufhebung des Ritus in eine sprachliche Kommunikation mit Gott ausgiebig behandelt. Er kommt zu dem Schluss, dass die Aufhebung des sakralen Komplexes das Versiegen der sakralen Quellen sozialer Integration einleitet. Gerechtigkeitsfragen und Fragen der Ethik haben dann keinen Anschluss mehr an den Willen und das Rettungsversprechen Gottes. Fragen zum gelungenen Leben und zu moralischen Geboten müssen allein aus der Vernunft begründet werden. Ein solches Denken wird sich dann auch konkretisieren in der Art, wie geplant und gebaut wird. Das ist erlebbar, wenn man eine katholische oder eine evangelische Kirche betritt.

Im Ruhrgebiet gibt es nicht nur den Abbruch vieler Kirchen, sondern auch den Abriss der ehemaligen Industrieanlagen und Wohnviertel. Der Abriss von Gebäuden ist nicht nur das Ende einer bestimmten Zeitepoche, sondern verändert auch die Vertrautheiten in einer Stadt. Dies wird dann besonders deutlich, wenn nicht nur Gebäude abgerissen, sondern auch die Achsen einer Stadt verändert werden. In Essen wurde zum Beispiel der Friedhof des ehemaligen nördlichen Stadtteils Segeroth aufgelöst und eine Sichtachse zum Thyssenkrupp-Hauptquartier hergestellt. Für das Sicherheitsempfinden der Menschen in der Stadt sind Wahrnehmungsgewohnheiten jedoch sehr wichtig. Auch wenn ich eine fremde Stadt besuche, kann ich auf bewährte Muster zurückgreifen. Der Kirchturm war ein klarer Orientierungspunkt, zudem konnte ich mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass ich in der Nähe einer Kirche Lokale, Restaurants oder Einkaufsmöglichkeiten finden werde. Woran richte ich mich aus, wenn ich solche Landmarken, nicht entdecken kann? Die ethische Anfrage an Architektur und Städteplanung richtet sich somit zum einen auf den geschichtlichen Bezug und zum anderen auf die Vertrautheit mit bestimmten Konstellationen und Gewohnheiten, die Sicherheit vermitteln.

Ist der Abriss von Industrieanlagen und Kirchen für die Menschen im Ruhrgebiet ein massiver Eingriff in ihre Gewohnheiten, so kann man ebenso fragen, was es bedeutet, wenn Bahnhöfe – wie Stuttgart – so umgebaut werden, dass sie lediglich ein Stopp beim Durchfahren sind. Ein Kopf- oder Sackbahnhof verweist auf eine andere Art des Reisens. Die Züge müssen verweilen, der Zug fährt andersherum weiter. Meine Bewegung im Zug ist gedreht worden. Die Landschaft kam mir entgegen und nach dem Halt im Kopfbahnhof flieht die Landschaft an mir vorbei (oder umgekehrt). Die andere Art des Reisens wird auch sehr deutlich, wenn man mit dem ICE von Köln nach Frankfurt fährt. Die Schnellstrecke verhindert das sinnende Hinausschauen, da immer wieder ein Tunnel durchfahren wird, Lärmschutzwände die Sicht versperren und schon aufgrund

der Geschwindigkeit ein Hinausschauen schwindelig macht, wenn der Blick nicht in die Weite schweifen kann.

Ein dritter Aspekt ethischer Forderungen ergibt sich aus der Psychogeografie. So ist es intuitiv evident, „dass Krankenhauspatienten, die von ihrem Bett aus ein bisschen Gras und ein paar Bäume sehen konnten, schneller gesund wurden und weniger Schmerzmedikamente brauchten als die, die nur Betonwände sahen....“ (Ellard 2015: Psychogeografie, S. 37) In grüner Umgebung fühlen sich Menschen wohler, es geht höflicher zu, die Kriminalität ist niedriger, der soziale Zusammenhalt ist größer. Wenn also festgestellt werden kann, was für den Menschen schädlich ist, dann muss auch eine bestimmte Architektur abgelehnt werden, wenn sie nachweislich negative Einflüsse auf den einzelnen Menschen als auch auf die soziale Gemeinschaft hat.

Nun wäre jedoch genauer zu bestimmen, wie sich eine Ethik der Ästhetik verstehen kann. Wenn tatsächlich ein Einfluss der Architektur auf den Menschen besteht, dann gilt es, diesen Einfluss möglichst positiv und für den einzelnen Menschen so zu gestalten, dass er in der Ausübung eines gelungenen Lebens nicht gestört ist. Dabei ist zu berücksichtigen, was Mitscherlich feststellte, nämlich dass es ein Ideal der Stadt gibt, was nie erreicht werden kann. Eine perfekte Stadt gibt es somit nicht.

Erstens ist eine Ästhetik des Bauens so ambivalent wie eine Ethik des Bauens. Es gibt kein richtiges Bauen im Sinne einer klaren wissenschaftlichen Erkenntnis. Zweitens ist Bauen immer eine Kombination aus Wohlfühlen und Funktionalität. Städteplaner*innen müssen eine Balance finden. Es ist wichtig, dass neben ästhetischen Erkenntnissen psychologisches Wissen Einfluss auf die Architektur hat. Um hierfür quasi intuitiv Erfahrungen sammeln zu können, sind die philosophischen Theorien der Phänomenologie zu nutzen. Die leibhaftige Erfahrung ist notwendig. Eine Innenarchitektin erklärte mir einmal, wie sie an Büroplanung herangeht. Sie besucht die Baustelle noch im Rohbau und lässt die Räumlichkeit auf sich wirken. Hieraus entwickelt sie intuitiv Ideen für die Büromöbel und die Bürogestaltung. Ein befreundeter Architekt machte mir klar, warum ich Altbauten lieber anschau als moderne Architektur. Bei einem Altbau schweift mein Blick über die Fassade und findet immer wieder etwas woran ich mich aufhalten kann. Eine glatte Fläche aus Glas oder Beton hält meinen Blick nicht auf. Dennoch kann eine glatte Fassade ästhetisch sein. Es kommt darauf an, wie eine solche Front in ein Gesamtensemble eingebunden ist, welche Tätigkeiten in der Nähe ausgeübt werden und ob negative Wirkungen auf die Psyche durch positive Effekte der Architektur aufgehoben werden.

Wenn z. B. Kriminalität abgebaut werden soll, dann hat das auch etwas mit dem Städtebau zu tun. Es geht um den Einfluss, den Architektur und Städteplanung als Pflege städtischer Kultur auf das Verhalten haben. Der Architekt Oscar Newman entwickelte ein Konzept des Schutz bietenden Raums, dem vier Prinzipien zugrunde liegen: Territorialität, natürliche Überwachung, Image und Milieu. In Deutschland werden hingegen häufig Angst-Räume thematisiert, die durch vier Aspekte gekennzeichnet sind: Mangel an sozialer Kontrolle, unüberschaubare und nicht einsehbare Plätze, unzureichende oder fehlende Beleuchtung, verwahrloste oder zerstörte Bausubstanz. Monostrukturierte Bauweisen und die Enge stehen in deutlichem Zusammenhang

mit einer hohen Kriminalitätsrate. Es zeigte sich jedoch auch, dass Häuser, die eine offene Sozialstruktur bieten und sich von einer Blasenidee abwenden, sicherer wurden. Gibt es Fensterplätze, also die offensichtliche Beobachtung der Bewohner*innen ihrer Umgebung, sinkt die Kriminalität. Und ganz banal sorgen autofreie Bezirke, baulich sichtbare Abgrenzungen und die Kenntlichmachung der öffentlichen Raumnutzung für mehr Sicherheit.

Der Wille zum Schönen

Einen anderen Zugang, der viele solcher Aspekte miteinbezieht, bietet Michael Musalek. Er hat eine 2017 erschienene Philosophie vom „Willen zum Schönen“ entwickelt. Ausgangspunkt ist für ihn die Aisthesis, also die Wahrnehmung. Das Wahr-Nehmen ist nie nur ein Abbildungsprozess, vielmehr wirkt das Wahrgenommene auf den Wahrnehmenden zurück. „Wahrnehmung ist immer zugleich auch Schaffensprozess.“ (Musalek 2017: Willen zum Schönen, S. 10) Aus der Wirkung und der Erklärung für das Zustandekommen dieser Wirkung lässt sich das Schöne bezeichnen. Die Wissenschaftsgläubigkeit und der Wirtschaftlichkeitsnachweis haben das Erlebte und das unbeschreibbar Schöne zurückgedrängt. Musalek fordert daher eine Rückbesinnung auf das Schöne als schöpferische Kraft. Da es zwischen dem Schönen und dem Sinn einen engen Zusammenhang gibt, ist es schwer, in einer Stadt, die vor allem der Funktionalität untergeordnet ist und Schönheit als nebensächlich erfahren lässt, Sinn zu erfahren. Dann wirken Städte oder Gebäude öde und langweilig und fördern destruktive Antriebe im Menschen. Der Mensch sehnt sich nach dem, was er als Geborgenheit erfahren hat. Dies kann das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit im Uterus gewesen sein, das dem bewussten Erfahren allerdings nicht zugänglich ist, es kann jedoch auch der real positiv erfahrenen und idealisierten kindlichen Sicherheit entstammen. Im Umfeld, in der Umgebung und damit auch in der Wohnung wie in der städtischen Architektur sucht der Mensch das Vertraute, das er mit Sinn verbindet und daher als schön empfindet. Was der Einzelne als schön definiert, hat also auch mit seiner individuellen Geschichte zu tun. Eine städtische Architektur muss daher ein breites Angebot bieten, bei dem individuelle Fantasien angeregt werden. Eine Vereindeutigung, das Fehlen von Pluralität spiegelt dem Einzelnen keinen Ansatz seiner Individualität, er empfindet die Stadt dann nicht als seine Stadt und übernimmt für ihren Erhalt auch keine Verantwortung. Eine Architektur braucht daher Elemente der Verzauberung, denn die Entzauberungen können vielfältig ausfallen und für verschiedene Individuen als Antwort dienen. Wird das Schöne oder die Ästhetik des Bauens in diesem Sinne verstanden, müssen bei der Planung nicht nur Aspekte der Wahrnehmungspsychologie Berücksichtigung finden, sondern auch frühkindliche Prägungen in die Überlegungen einbezogen werden. Das psychologische Verständnis für archetypische Bilder von Geborgenheit wie auch die philosophische Spurensuche nach einer Behausung des Menschen eröffnen den Blick für notwendige Elemente in der Architektur und im Städtebau. Das Schöne ist in diesem Verständnis keine Zugabe zum Funktionalen, sondern der Wesenskern eines Objekts, der im Menschen eine schöpferische Kraft freisetzt.

Schlussbemerkungen

Die Unwirtlichkeit in unseren Städten kann als eine Sinnkrise der modernen Gesellschaft gedeutet werden, die sich der Funktionalität des Wohnens und der Mobilität verschrieben hat. Die Fähigkeit zur Wahrnehmung des Schönen verlangt neben einer kunstästhetischen Sensibilität auch den Mut, frühkindliche Defiziterfahrungen und Verletzungen im Blick zu behalten. Eine Ästhetik des Bauens muss daher die Bedürfnisse nach Sicherheit und Geborgenheit berücksichtigen. Gebäude, Plätze, Parks etc. sind Material gewordene Ethik, die einerseits den Bezug zur Geschichte herstellen und andererseits die Wirklichkeit des Sozialgefüges wiedergeben. Die Menschen erspüren intuitiv diese so manifest gewordenen sozialen Realitäten und reagieren hierauf positiv oder negativ. Architektur und Städteplanung sind daher mehr als das Gebaute und Geplante. Sie müssen sich in das Gesamte einer Stadt einfügen lassen und die Psyche ihrer Bewohner*innen in den Fokus nehmen, die das Schöne will und schöpferisch werden möchte. Das Ideal einer Stadt ist daher nicht das Perfekte, sondern das möglichst konstruktive Zusammenfließen der schöpferischen Energien aller Bewohner*innen, sodass sich alle als Beteiligte wissen und sich mit ihrer Stadt identifizieren können.